

13 Perspektiven der BewohnerInnen

In diesem Kapitel stehen die Perspektiven der BewohnerInnen auf das Leben in der Wohneinrichtung im Vordergrund, welche entlang der Fragestellung 1.3 untersucht wurden:

Tabelle 7: Forschungsfragen Ebene 1

1 Frage nach der Konstruktion des Lebens in der Wohneinrichtung	
	1.1 Was sind die strukturellen Gegebenheiten der Wohneinrichtung und inwiefern beeinflussen sie das Leben in dieser?
	1.2 Wie konstruieren die MitarbeiterInnen das Leben in der Wohneinrichtung?
	<i>1.3 Wie konstruieren die BewohnerInnen das Leben in der Wohneinrichtung?</i>

Bei der rekonstruktiven Analyse der BewohnerInneninterviews geht es also, wie bei den Interviews mit den MitarbeiterInnen, um die jeweilige Perspektive der Interviewten in Bezug auf die Wohneinrichtung und das Leben darin. Die vielfältigen Ergebnisse dieser Analysen sind in diesem Kapitel, abermals anhand des oben bereits explizierten Dreischritts, zusammengefasst. Einer Darlegung von Strukturproblemen folgt die Herausarbeitung von *Ambivalenzen* pädagogischen Handelns, was erneut der Problematisierung der Ergebnisse dient sowie einen handlungspraktischen Vorgriff auf die Kontextualisierung dieser (siehe Kap. 16) darstellt¹. Daraufhin werden, ebenfalls wie

1 Es sei darauf hingewiesen, dass in diesem Kapitel die Ambivalenzen pädagogischen Handelns teilweise nicht an den entsprechenden Ergebnissen der Analysen der BewohnerInneninterviews dargelegt werden, sondern (primär) erst am Ende

in den vorangegangenen Kapiteln, *Perspektiven* pädagogischen Handelns dargelegt, die im Zuge der Weiterentwicklung der Organisation wieder aufgegriffen werden (siehe Kap. 19). Auch in diesem Kapitel werden abschließend die herausgearbeiteten Ambivalenzen pädagogischen Handelns noch einmal zusammengefasst.

13.1 ALLTAG

Der Alltag der BewohnerInnen, insbesondere jener, die nicht (mehr) arbeiten gehen und tagsüber in der Einrichtung verbleiben, ist teilweise von relativer Ereignisarmut geprägt und verläuft mitunter sehr monoton, was sich bereits in der Analyse der Organisationsstruktur sowie der MitarbeiterInneninterviews zeigte (siehe Kap. 11 und Kap. 12).

Monotonie und Ereignisarmut im Alltag

Die ‚Ereignisarmut des Alltags‘, die der im Zuge der Organisationsstrukturanalyse herausgearbeitete Mangel an Aktivitäten (siehe Kap. 11.4) mit sich bringt, führt auf Seiten der BewohnerInnen oftmals zu Langeweile und Passivität. Dies vollzieht sich auch darin, dass die BewohnerInnen sich größtenteils alleine beschäftigen müssen, was ihnen auf Dauer nicht immer leichtfällt. Einige der BewohnerInnen, die nicht (mehr) arbeitstätig sind und tagsüber in der Einrichtung verbleiben, werden ein bis zwei Mal in der Woche in eine andere Einrichtung desselben Trägers gefahren, um am dortigen Tagesstrukturprogramm teilzunehmen. Die Tätigkeiten dort sind jedoch von einer ähnlichen Ereignisarmut geprägt wie auch schon die sogenannte Tagesstruktur in der untersuchten Wohneinrichtung, wie aus dem Interview mit einer Bewohnerin hervorgeht:

„Nach dem Mittagessen müssen wir warten bis vier Uhr, dann werden wir wieder abgeholt“ (Frau F, Z. 154).

der jeweiligen Kapitel. Dies hat den Hintergrund, dass (a) teilweise kein direkter Bezug zu pädagogischem Handeln hergestellt werden kann (zum Beispiel dann, wenn es um die Problematisierung nicht vorhandener monetärer Ressourcen der BewohnerInnen geht) und dass vor allem (b) eine gewisse Redundanz zum vorherigen Kapitel vermieden werden soll.

Die Aktivitäten dort werden, wie in diesem Beispiel, oft als ‚Warten‘ konstruiert, wodurch zudem passive Subjekte hervorgebracht werden. Es schleicht sich so eine gewisse erlernte Hilflosigkeit ein, die sich auch darin zeigt, dass die BewohnerInnen teils von sich aus wenig Antrieb und/oder Interesse an Angeboten haben.

Ambivalenz: Die Ambivalenz pädagogischen Handelns besteht darin, einerseits ein gewisses Desinteresse der BewohnerInnen zu akzeptieren, also nicht auf Aktivitäten zu drängen, und andererseits dennoch immer wieder Angebote zu machen und gegebenenfalls Alltägliches (wie beispielsweise Tischdecken, Müll rausbringen, Mahlzeiten vorbereiten oder Gartenarbeit) auch einzufordern.

Perspektive: In Bezug auf die Gestaltung des Alltags kristallisiert sich also als eine der zentralen Handlungsherausforderungen heraus, vor der MitarbeiterInnen stehen, nämlich den Alltag tatsächlich zu gestalten, das heißt, ihn mit (pädagogisch) sinnvollen Tätigkeiten anzufüllen. Eine solche Gestaltung des Tages weiß ein Abdriften in Monotonie und Lethargie zu verhindern und trägt zur Persönlichkeitsentwicklung der BewohnerInnen bei (siehe dazu Kap. 19).

Fernsehkonsument als Tagesgestaltung

Einige BewohnerInnen ziehen es vor, sich in ihrem Zimmer anstelle der gemeinschaftlich genutzten Räumen aufzuhalten, was Ausdruck des Wohlfühlens im eigenen Zimmer sein kann, jedoch auch als Ausdruck des Rückzugs und Resultat mangelnder Vergemeinschaftung in der Wohneinrichtung gelesen werden kann. Die Aktivität, die im Rahmen dessen am häufigsten erfolgt, wird mit ‚Fernsehen‘ benannt, wie aus dem folgenden Ausschnitt des Interviews mit einer Bewohnerin eindrücklich hervorgeht:

„Ja, ich stehe morgens um sieben auf, gehe runter frühstücken. Und um acht Uhr gucke ich erstmal Caillou, das ist ein Zeichentrickfilm. Den gucke ich gern. Und dann gucke ich einen Heidi-Film um zehn Uhr fünfzig und dann um zwölf gehe ich runter Mittagessen. Und dann gehe ich hoch, Fernsehen gucken. Und dann, wenn ich mich zurückziehe, wird dann die Sonne reinkommen, dann mache ich immer den Rollladen ein bisschen runter. Bis zum Abend gucke ich Fernsehen und dann gehe ich runter, um die Lindenstraße zu schauen“ (Frau D, Z. 44-55).

Es zeichnet sich ab, dass das Leben in der Wohneinrichtung ebenjene Praxis des übermäßigen Fernsehkonsums zu begünstigen scheint. Einige BewohnerInnen, insbesondere jene, die nicht (mehr) arbeiten gehen, sitzen den Großteil des Tages vor dem Fernseher. Fernsehen ist eine Tätigkeit, die, auch wenn sie in der Gruppe erfolgt, nicht unbedingt zu Interaktion und Kommunikation beiträgt, weshalb sie (insbesondere alleine im eigenen Zimmer) Einsamkeit nach sich zieht/ziehen kann. Dies scheint zwar teils selbst gewählt zu sein, dennoch muss hier die Frage gestellt werden, inwiefern ein solches Vorziehen des Alleinseins nicht (auch) das Resultat einer ‚Ereignisarmut des Alltags‘ ist.

Ambivalenz: Eine Ambivalenz pädagogischen Handelns liegt darin, dass Fernsehen zwar zur Beschäftigung der BewohnerInnen beiträgt (und auch im gesamtgesellschaftlichen Diskurs ein verbreiteter Zeitvertreib ist), die MitarbeiterInnen jedoch auch die Aufgabe der Aktivierung haben.

Perspektive: Auch hier bedarf es also (perspektivisch) der Entwicklung von Interessen sowie einer pädagogischen Gestaltung des Alltags, die der Monotonie entgegentreten kann (siehe dazu Kap. 19).

Dominanz von Pflege und Versorgung, Medikalisierungspraxen

Der Alltag in der Wohneinrichtung ist für viele BewohnerInnen primär durch Essens- und Pflegezeiten strukturiert, welche von einigen oftmals als Zwang, von anderen dagegen jedoch teilweise als eine Art ‚Highlight des Tages‘, auf das gewartet wird, konstruiert werden. An vielen Beispielen wird deutlich, dass der Umfang an Kontrolle und Überwachungsvollzug, den die BewohnerInnen erfahren, in direktem Zusammenhang mit dem Umfang der Unterstützungsbedürftigkeit steht. BewohnerInnen, die zum Beispiel im Bereich Körperpflege mehr Unterstützung bedürfen, erfahren dadurch in dieser Hinsicht mehr Kontrolle und sind deutlich stärker in einer selbstbestimmten Lebensführung eingeschränkt. Im Zusammenhang mit der Dominanz von Pflege und Versorgung zeigen sich immer wieder Medikalisierungspraxen, die die BewohnerInnen auf den Status ‚Patient‘ beziehungsweise ‚Patientin‘ zu reduzieren drohen (siehe dazu auch Trescher 2013b, S. 283ff, 2017a, S. 237ff sowie die Ausführungen in Kap. 7.6). Eine Folge ist, dass BewohnerInnen sich zunehmend als wenig belastbar bis hin zu ‚krank‘ konstruieren (siehe dazu auch das nachfolgende Kapitel bezüglich der Selbstkonstruktion

der BewohnerInnen). Die Rekonstruktionen zeigen außerdem, dass die meisten BewohnerInnen (insbesondere jene, die nicht arbeitstätig sind) die Einrichtung fast ausschließlich nur dann verlassen, wenn sie einen Arzttermin haben. Dies sind in vielen Fällen auch die einzigen (benannten) Aktivitäten, die gemeinsam mit MitarbeiterInnen erfolgen.

Ambivalenz: Eine Ambivalenz pädagogischen Handelns besteht darin, einerseits das pädagogische Protektorat als Schutzraum aufrechtzuerhalten, in dem die BewohnerInnen Unterstützung im Alltag bekommen, und andererseits diese bei der (unter Umständen krisenhaften) Aneignung der ‚Welt außerhalb der Wohneinrichtung‘ als Lebenswelt zu begleiten.

Perspektive: Daraus folgt erneut der Bedarf einer differenzierten, pädagogischen Tagesgestaltung (siehe dazu Kap. 19).

13.2 FREIZEIT

Im Bereich Freizeit zeigen sich ähnliche Probleme wie im Bereich der Alltagsgestaltung. Auch hier kommt der Problematik der Dominanz von versorgungstechnischen Aktivitäten große Bedeutung zu, gleichzeitig wird die Geschlossenheit der Wohneinrichtung augenscheinlich. Im Folgenden werden diese und weitere Problematiken dargelegt.

Freizeit heißt ‚in den Urlaub fahren‘

Für die BewohnerInnen ist Freizeit häufig ein unklarer Begriff, der an erster Stelle mit Urlaubsfahrten (ähnlich einer Schulfreizeit beziehungsweise ‚Klassenfahrt‘ oder Jugendfreizeit) verknüpft wird (siehe dazu auch Trescher 2015b, S. 209). Gefragt nach Freizeitinteressen oder -beschäftigungen verweisen viele der Interviewten folglich auf eine Urlaubsreise im Sommer, die sie gemeinsam mit anderen BewohnerInnen der Einrichtung und organisiert von dieser unternehmen werden. Dies ist Ausdruck eines umfassenden Strukturproblems innerhalb der Einrichtung: Die BewohnerInnen haben in vielen Fällen kein routinemäßiges Verständnis von Freizeit. In der Folge fordern sie deshalb auch keine entsprechenden (Betreuungs-)Angebote ein.

Ambivalenz: Eine Ambivalenz pädagogischen Handelns liegt darin, dass die BewohnerInnen abhängig davon sind, dass die MitarbeiterInnen ihnen Freizeitangebote machen, wodurch wiederum unter Umständen die Ausbil-

dung von Eigeninitiative erschwert wird und eine Entfremdung von routinemäßiger Freizeit fortgeschrieben wird, dass jedoch diese Freizeitangebote oftmals die einzigen sind, die die BewohnerInnen haben. Freizeitangebote innerhalb der Organisation haben so also durchaus einen (wenn auch ambivalenten) Stellenwert.

Perspektive: Es stellt sich die Frage, wie pädagogisch Handelnde mit dieser Ambivalenz umgehen und inwiefern für die BewohnerInnen ein ausgewogenes Freizeitangebot gestaltet werden kann, das Aktivitäten jenseits der Organisation miteinschließt (siehe dazu Kap. 19).

(Nichtvorhandene) monetäre Ressourcen als Behinderungspraxis

Im Zusammenhang mit Freizeitaktivitäten sprechen BewohnerInnen teils von finanziellen Schwierigkeiten, beispielsweise um einen Urlaub zu bezahlen oder auswärts essen zu gehen. Beispielsweise berichtet eine Bewohnerin:

„Die anderen fahren in Urlaub, aber ich nicht. Ich bleibe hier. Ich habe kein Geld für so was“ (Frau D, Z. 405-409).

Das Verfügen – beziehungsweise Nicht-Verfügen – über finanzielle Ressourcen wird hier also als Behinderungspraxis wirksam, die an erster Stelle in Form von eingeschränkten Möglichkeiten der Teilhabe an allgemeinen Diskursen (wie beispielsweise in den Urlaub fahren oder Essengehen) wirksam werden. Der Aspekt mangelnder finanzieller Ressourcen zieht sich dabei durch das ganze Leben der Interviewten (siehe dazu auch Trescher 2017a, S. 255f).

Perspektive: Dieses Strukturproblem ist auf der übergeordneten Ebene der Sozialhilfe respektive entsprechender Gesetze und Regelungen verortet und auf Ebene der pädagogisch Handelnden kann dem so gut wie nicht entgegengesteuert werden. Pädagogisch Handelnde stehen also (erneut) vor der Herausforderung, in mitunter einengenden strukturellen Gegebenheiten zu handeln, mit denen sie unter Umständen nicht einverstanden sind. Diese Herausforderung wird in Kap. 19 diskutiert.

Freizeit und die Rolle der Herkunftsfamilie

Da von Seiten der Einrichtung kaum Freizeitangebote gemacht werden, sind die BewohnerInnen auf Kontakte außerhalb der Wohneinrichtung angewiesen, um abwechslungsreichere Aktivitäten in ihrer Freizeit zu unternehmen. Diese Rolle wird, auch im Erwachsenenalter, zumeist von der Herkunftsfamilie eingenommen (siehe dazu auch Trescher 2017a, S. 253ff). Dass dies Ablösungsprozesse erschweren kann und dazu beiträgt, einen kindsähnlichen Status aufrechtzuerhalten, scheint nachvollziehbar. Besonders krisenhafte Momente entstehen für die BewohnerInnen folglich mit dem Versterben der Eltern, da diese in den meisten Fällen die zentralen Bezugsfiguren sind (zum Thema Tod und Trauer siehe auch Kap. 13.9). Neben einem emotionalen Verlust gehen den BewohnerInnen dadurch zum Teil auch Möglichkeiten verloren, die Einrichtung zu verlassen, beispielsweise um Freizeitaktivitäten zu unternehmen.

Ambivalenz: Die Folge der auch im Erwachsenenalter fortbestehenden Abhängigkeit der BewohnerInnen von ihrer Herkunftsfamilie ist die, mitunter schwierig auszuhandelnde, Ambivalenz zwischen einem Ermöglichen von Frei(zeit)räumen jenseits der Einrichtung durch die Herkunftsfamilie und einem Fortbestehen infantiler Abhängigkeit von dieser (zum besonderen Stellenwert der Herkunftsfamilie siehe Kap. 13.10).

Perspektive: Es stellt sich die Frage, wie die MitarbeiterInnen diesem Verlust der BewohnerInnen begegnen können und wie sie mit der Leerstelle umgehen, die der Tod der Eltern oftmals bei den BewohnerInnen hinterlässt (siehe dazu Kap. 19).

Eventisierung von Freizeit

Die ‚Eventisierung‘ von Freizeit, die ein zentrales Ergebnis im Hinblick auf die MitarbeiterInneninterviews ist, findet sich teils in den Interviews mit den BewohnerInnen wieder, wie zum Beispiel bei diesem Bewohner:

„Heute Abend gehe ich Pizza essen. Einmal im Monat gehe ich alleine Pizza essen“ (Herr C, Z. 66-83).

Auch im Hinblick darauf wird die Ferne von routinemäßigen Lebenspraxen deutlich, die viele BewohnerInnen der Wohneinrichtung erleben. Darin, dass der hier zitierte Bewohner alleine Pizzaessen geht, zeigt sich zudem eine ge-

wisse Singularisierung, die auch zu Einsamkeit führt beziehungsweise führen kann. Der Bewohner selbst stellt sich im weiteren Interviewverlauf als ‚zufrieden‘ mit dem Freizeitarrangement dar. Dabei wird jedoch deutlich, dass ihm die Erfahrung fehlt, dass es auch noch andere Freizeitpraxen gibt, als einmal im Monat Pizzaessen zu gehen.

Ambivalenz: Eine Ambivalenz der Eventisierung von Freizeit vollzieht sich zwischen der Gewöhnung an einen monotonen, ereignisarmen Alltag (der Bewohner kennt es nicht anders) und der Zufriedenheit beziehungsweise Freude, denn der Bewohner freut sich, trotz aller Vereinzelung und Eventisierung, auf seine monatliche Aktivität.

Perspektive: Es bedarf (perspektivisch) Ideen dazu, wie den BewohnerInnen das Erleben neuer Erfahrungen ermöglicht werden kann (siehe dazu Kap. 19).

Wenige Ideen und Wünsche bezüglich der Freizeitgestaltung

Obwohl einige der interviewten BewohnerInnen sowohl ihren Alltag als auch ihre Freizeit als von Langeweile geprägt beschreiben und immer wieder Konstruktionen von Lethargie und Monotonie herausgearbeitet werden konnten, formulieren doch die wenigsten BewohnerInnen konkrete Wünsche darüber, was sie gerne in ihrer Freizeit unternehmen würden beziehungsweise an welchen Möglichkeiten es ihnen mangelt. So auch diese Bewohnerin:

„Ich weiß nicht, was ich machen will. Sagen wir es so, jedenfalls mehr erleben wollen“ (Frau G, Z. 22-23).

Pädagogisch Handelnde stehen in der Wohneinrichtung also vor der Herausforderung, mit den BewohnerInnen ein Verständnis von Freizeit zu entwickeln, dem die Entstehung von Interessen und das Angebot entsprechender Aktivitäten folgen kann. Es zeichnet sich ein deutliches pädagogisches Handlungspotenzial ab, das unter einer subjektbildenden Horizonterweiterung und Perspektiventwicklung der BewohnerInnen zusammengefasst werden kann, welche sich unter anderem auf den Bereich Freizeit beziehen.

Perspektive: Es gilt, mit den BewohnerInnen Erfahrungshorizonte zu eröffnen und Interessen zu entwickeln, um somit letztlich zu einer Konstituierung ‚widerständiger Subjekte‘, die Ansprüche haben und eigene Ideen entwickeln, beitragen zu können (siehe dazu Kap. 19).

13.3 SELBSTKONSTRUKTIONEN

Die Ergebnisse zeigen, dass die BewohnerInnen sich mitunter sehr unterschiedlich konstruieren. Im Folgenden werden zentrale Selbstkonstruktionsmotive dargelegt, die herausgearbeitet werden konnten.

Selbstkonstruktion als unabhängig

Teilweise konstruieren sich BewohnerInnen als unabhängig von den Strukturen der Wohneinrichtung, den MitarbeiterInnen und ihren MitbewohnerInnen. Dieser Selbstkonstruktion wohnt auch eine gewisse Distanzierung zur Einrichtung inne. BewohnerInnen konstruieren sich in diesem Zusammenhang teils als selbstständig und ungebunden, als Personen, die zurückgezogen ohne den Bedarf nach Sozialkontakten leben.

Ambivalenz: Eine pädagogische Handlungs herausforderung besteht darin, mit der (potenziellen) Ambivalenz, die der Selbstkonstruktion als unabhängig inhärent ist, reflektiert umzugehen, um entscheiden zu können, inwiefern BewohnerInnen tatsächlich keinen Bedarf nach Sozialkontakten verspüren oder ob sie bislang kaum erfüllende Sozialbeziehungen erlebt haben, bei deren Eingehen und Aufrechterhalten wiederum die MitarbeiterInnen unterstützend tätig werden könnten.

Perspektive: Diese Ambivalenz zwischen selbstgewählter Einsamkeit und Erfahrungsmangel wird zur pädagogischen Herausforderung, der sich reflexiv genähert werden sollte. Handlungspraktische Fragen und Anregungen diesbezüglich werden in Kap. 19 dargelegt und diskutiert.

Selbstkonstruktion als abhängig

Auf der anderen Seite gibt es auch immer wieder BewohnerInnen, die sich im Allgemeinen als sehr abhängig und passiv konstruieren (beziehungsweise dieselben BewohnerInnen, die sich in der einen Situation als unabhängig konstruieren, halten dies in anderen Situationen teils nicht aufrecht). Aus dieser Selbstkonstruktion als abhängig folgt mitunter die Selbsteinschätzung, nicht dazu in der Lage zu sein, eigenständig Entscheidungen zu treffen. Damit korrespondiert auch das Ergebnis, dass viele BewohnerInnen es sich nicht zutrauen beziehungsweise schlicht nicht gewohnt sind, für sich selbst zu sprechen.

Perspektive: Pädagogisches Handeln in der Wohneinrichtung muss also auch eine Selbstermächtigung der BewohnerInnen fokussieren, was wiederum in einem gewissen strukturellen Ambivalenzverhältnis zum Aspekt der Fürsorge steht (siehe dazu Kap. 19).

Die Einrichtung als handlungsmächtiger Teil der eigenen Subjektivität

Immer wieder zeigt sich, dass BewohnerInnen sich als nicht sich selbst zugehörig konstruieren (wodurch mit der Integrität des Subjekts gebrochen wird; siehe dazu auch Kap. 2.2), sondern ihr gesamtes Sein an die Wohneinrichtung abgeben – dies betrifft sowohl Informationen über die Person (beispielsweise das Alter) als auch den Körper (beispielsweise in Bezug auf die [Überwachung der] Gesundheit). Deutlich wird daran auch, dass die BewohnerInnen sich nicht als diejenigen konstruieren, die über Wissen ihre Person betreffend verfügen, wie der nachfolgende Ausschnitt aus dem Interview mit einer Bewohnerin zeigt:

„Ich weiß nicht, in welchem Jahr ich geboren bin. Das müssen Sie mal unten fragen“ (Frau G, Z. 376).

Am Beispiel des Nicht-Wissens des eigenen Geburtsjahres können Problematiken diskutiert werden, die sich für die betreffende Person ganz lebenspraktisch vollziehen. So wird offenbar der eigene Geburtstag, insofern er in der Wohneinrichtung gefeiert wird, nicht als einschneidendes Ereignis wahrgenommen, das sich insbesondere von der häufig sich vollziehenden Monotonie abhebt. Des Weiteren scheint die Bewohnerin, wenn überhaupt, nur selten Formulare, in denen ihr Geburtsjahr angegeben werden muss, auszufüllen oder sich auf Internetseiten, die teilweise ebenfalls eine Angabe des Geburtsjahrs (beispielsweise zu Marktforschungszwecken oder beim Abschließen von Kaufverträgen) benötigen, zu registrieren. Dies zeigt, wie weit die Lebenspraxen der Bewohnerin von routinemäßigen Lebenspraxen entfernt sind. Zudem soll hervorgehoben werden, dass in diesem Zusammenhang die Wohneinrichtung als anonyme Gesamtheit („unten“; womit das Büro, welches im Erdgeschoss liegt, assoziiert wird) konstruiert wird, in der die MitarbeiterInnen aufgehen und nicht als personalisierte Subjekte auftreten. Die auf Ebene der MitarbeiterInneninterviews herausgearbeitete Proble-

matik ihrer häufig primär versorgungstechnischen, objektivierenden Selbstkonstruktionen schlägt sich also auch in der Wahrnehmung der BewohnerInnen nieder.

Ambivalenz: Pädagogisches Handeln vollzieht sich in der Ambivalenz von Schutz und Vertrauen gegenüber der Wohneinrichtung respektive den MitarbeiterInnen und einer erlernten Hilflosigkeit. Das verdeutlicht auch, inwiefern sich Pflegepraxen zwischen Sorge und Fürsorge sowie überfürsorglichem Verhalten vollziehen können.

Perspektive: Die Frage hinsichtlich der Aushandlung von Pflege und pädagogischem Handeln stellt sich immer wieder und bedarf perspektivisch unter anderem einer Begegnung von MitarbeiterInnen und BewohnerInnen als ‚ganze Personen‘, wodurch zu einer Dekonstruktion objektivierender Praxen beigetragen werden könnte (siehe dazu Kap. 19).

Selbstkonstruktion als ‚behindert‘

Immer wieder wurde deutlich, dass BewohnerInnen sich als ‚behindert‘ konstruieren. Eine Folge dessen ist oftmals, dass sie ihre institutionalisierte Lebensweise in dieser als ‚Faktum‘ konstruierten Gegebenheit begründet sehen und deshalb nicht infrage stellen. ‚Behindert-sein‘ wird als gegebener Zustand konstruiert, aus dem sich zwangsläufig Lebenspraxen und -perspektiven ergeben, an denen auch nur wenig geändert werden kann. Die Folge dieses Niederschlags der Konstruktion ‚behindert‘ im Subjekt ist, dass die BewohnerInnen sich selbst in diesem Status reproduzieren, woran sich deutlich zeigt, inwiefern sich Behinderung als Praxis in der Aushandlung von respektive zwischen Diskurs und Subjekt vollzieht (siehe dazu auch Kap. 2 und 3). Die Selbstkonstruktion als ‚behindert‘ steht, wie auch schon hinsichtlich der Konstruktion der BewohnerInnen durch die MitarbeiterInnen (siehe dazu Kap. 12.4), in der Ambivalenz zwischen Anerkennung und Wertschätzung der Andersartigkeit sowie Reproduktion dieser. Ausdruck der Selbstkonstruktion als behindert ist zudem, dass die BewohnerInnen nahezu ihr gesamtes Leben im Rahmen des Behindertenhilfesystems konstruieren. Dies betrifft zum einen die Schwierigkeit vieler der interviewten BewohnerInnen, Wünsche zu formulieren. Selbst in Bezug auf persönliche oder den Alltag betreffende Themen können häufig nur eingeschränkt Perspektiven skizziert werden. Dies ist sicherlich mit darin begründet, dass den BewohnerInnen eine Vorstellung davon fehlt, wie ein Leben jenseits der (häufig ‚behindern-

den⁶) Strukturen der Wohneinrichtung aussehen könnte. Dem ist zum anderen die Problematik inhärent, dass BewohnerInnen, wenn sie über Zukunftswünsche sprechen, diese so gut wie nie jenseits der Wohneinrichtung und jenseits der institutionalisierten Strukturen des Hilfesystems konstruieren. Lebensentwürfe bleiben größtenteils auf die ‚behinderte Sphäre‘ beschränkt und werden dadurch ein Stück weit zu ‚behinderten‘ Lebensentwürfen (siehe ausführlich Trescher 2017a).

Ambivalenz: In der Beschränkung der Lebensentwürfe auf den Lebensbereich ‚Behinderung‘ vollzieht sich die Ambivalenz eines Sicherheit gebenden Schutzraums und eines Einforderns, diese Sphäre zu verlassen.

Perspektive: Auch hier stellt sich die Frage, wie BewohnerInnen ermächtigt werden können, ihren Horizont zu erweitern und Interessen zu wecken und wie sie darin unterstützt werden können, selbstbestimmt für ihre Wünsche einzutreten. Pädagogisch Handelnden stellt sich die Herausforderung, ambivalente Zuschreibungspraxen zu dekonstruieren (siehe Kap. 19).

Selbstkonstruktion als ‚krank‘

Mit der Selbstkonstruktion als ‚behindert‘ geht in einigen Fällen eine Selbstkonstruktion als ‚krank‘ einher. BewohnerInnen konstruieren sich dabei teils als wenig belastbar, teils dreht sich sogar ein Großteil ihres Alltags um Arztbesuche und das Einnehmen von Medikamenten. Damit einher geht eine Selbstkonstruktion als grundsätzlich unterstützungsbedürftig, die sich in unterschiedlichen Ausprägungen zeigt, und aufgrund derer die gegenwärtige Lebenssituation im Heim zumeist nicht hinterfragt, sondern vielmehr als gegeben hingenommen wird.

Ambivalenz: Mit Blick auf pädagogisches Handeln zieht die Selbstkonstruktion als ‚krank‘ die Frage nach sich, inwiefern BewohnerInnen darin unterstützt werden können, sich selbst zu ermächtigen und als handlungsmächtig wahrzunehmen und zu erleben. Ebensolche selbstermächtigte Subjekte sind dazu in der Lage, Krankheit (als Konstruktion) infrage zu stellen. Dies wiederum kann dem Aspekt der Sorge der MitarbeiterInnen um die Krankheit(en) der BewohnerInnen ambivalent gegenüberstehen. Darüber hinaus ist der Umgang mit Krankheit auch eine Frage der Bildung und des Wissens darüber, was ‚Krankheit‘ bedeutet sowie diese in einem größeren Zusammenhang reflektieren zu können.

Perspektive: Es stellt sich erneut die Frage, wie die BewohnerInnen in ihrer Selbstermächtigung unterstützt und ihnen hinsichtlich der Wahrnehmung von Krankheit andere Verstehenszugänge eröffnet werden können. Hier bieten sich Bildungsangebote für die BewohnerInnen an, die ebensolche Fragen thematisieren (siehe dazu Kap. 19).

Konstruktion der MitbewohnerInnen als ‚behindert(er)‘

Gegenüber einer Selbstkonstruktion als ‚behindert‘ oder ‚krank‘ konnte auch immer wieder herausgearbeitet werden, dass BewohnerInnen sich deutlich von ihren MitbewohnerInnen abgrenzen und diese als ‚behindert‘ konstruieren beziehungsweise als ‚zu behindert‘ oder zumindest ‚behinderter als sie selbst‘, um beispielsweise mit ihnen gemeinsamen Aktivitäten nachzugehen, wie eine Bewohnerin verdeutlicht:

„Mit der [Vorname einer Bewohnerin] kann man nicht so viel machen, die hat ja nur einen gesunden Arm und eine ganz krumme Hand. Mit [Vorname einer anderen Bewohnerin] kannst du auch nicht so viel machen, die versteht auch nicht so viel, man braucht schon andere Leute dazu“ (Frau G, Z. 374-376).

Die Konstruktion der MitbewohnerInnen als ‚behindert‘ erfüllt dabei auch die Funktion, das eigene Ich als ‚fähig(er)‘ zu konstruieren, wodurch eine Ambivalenz dahingehend eröffnet wird, dass BewohnerInnen ‚geistige Behinderung‘ zwar oftmals als Determinante des BewohnerInnensubjekts konstruieren, jedoch teilweise Abgrenzungen zu ihren MitbewohnerInnen vornehmen, indem sie sich selbst als ‚weniger behindert‘ als diese konstruieren. Dass solche Konstruktionen in einer Ablehnung der Person resultieren und so letztlich auch zu Konflikten führen können, ist nicht verwunderlich und wird in Kap. 13.7 noch eingehender behandelt.

Perspektive: In dieser Hinsicht eröffnen sich pädagogische Handlungsperspektiven, die zum einen in einer Wahrnehmung und Reflexion dieses krisenhaften Potenzials liegen und zum anderen in einer Unterstützung der BewohnerInnen beim sowohl Abbau von Konflikten als auch Aufbau vergemeinschaftender Praxen (siehe dazu Kap. 19).

Konstruktion eines ‚überwachten Ichs‘

Sehr häufig konstruierten die BewohnerInnen die InterviewerInnen als ‚allwissend‘ über sie, beispielsweise persönliche Details der Lebensgeschichte der Interviewten oder auch alltägliche Abläufe betreffend. Es zeigt sich, dass BewohnerInnen nur selten von ihnen als ‚nicht-behindert‘ konstruierten Personen begegnen, bei denen sie nicht ein vollumfängliches Wissen über die eigene Person (das beispielsweise aus Akten generiert wurde) voraussetzen. Damit einher geht eine Selbstkonstruktion der BewohnerInnen als ‚öffentlich‘. BewohnerInnen werden so ein Stück weit ‚gläsern‘ und dieses überwachte Ich wird für sie zur Realität, die sie nicht anders kennen und nicht (mehr) hinterfragen. Dies zeigt zudem, dass die BewohnerInnen nur bedingt Privatsphäre und Privatheit (zur Unterscheidung siehe Trescher 2015a) kennen. Problematisch daran ist, dass durch eine solche Beschränkung des Privaten auch die Würde der BewohnerInnen eingeschränkt wird, ist das Gewähren von Privatem doch eines der Konstitutionsmerkmale von Würde (Wetz 2002, S. 86; siehe auch Trescher 2015a, 2017f, S. 171ff).

Ambivalenz: Eine Ambivalenz, die sich hinsichtlich der Dekonstruktion von Überwachungspraxen vollzieht, ist, dass durch das Gewähren von mehr Privatem ein Risiko des Nichtwissens einhergeht, das die MitarbeiterInnen bereit sein müssen zu tragen. Würde wird also in diesem Risiko des Nichtwissens ermöglicht (siehe Trescher 2017f, S. 128, 2015a).

Perspektive: Daraus folgt die pädagogische Herausforderung, den BewohnerInnen ebendavon ein Verständnis zu vermitteln, sodass diese ein Privates für sich beanspruchen (können) (siehe dazu Kap. 19).

(Überhöhte) Differenz zwischen Selbst und Selbstdarstellung

Den abhängigen, ‚behinderten‘ oder ‚kranken‘ Selbstkonstruktionen gegenüber konnten immer wieder Äußerungen dokumentiert werden, in denen sich BewohnerInnen als besonders handlungsmächtig oder auch leistungsstark darstellen. Dies geht teilweise so weit, dass sie auch ihre Werkstatttätigkeiten verneinen und von einem vollständig anderen Leben erzählen. Hier wird im objektiven Sinn eine besonders selbstsichere, teilweise hinsichtlich eines routinemäßigen Verständnisses bereits überhöhte, Selbstkonstruktion deutlich. Im Zuge der Kontextualisierung, die der Sequenzanalyse folgt, konnte dann jedoch aufgedeckt werden, dass die intersubjektiv nachvollziehbare Vergangenheit, also das, was gemeinhin als ‚Realität‘ gefasst wird, zumeist doch eine andere ist und zumindest einige der Elemente, die erzählt wurden,

nicht mit der je präsentierten ‚Realität‘ übereinstimmen. Es kann also teilweise eine deutlich überhöhte Diskrepanz zwischen Selbst und Selbstdarstellung offengelegt werden. In Bezug darauf stellt sich die Frage, ob und wie MitarbeiterInnen diese Diskrepanz thematisieren und bearbeiten, denn aus dieser nicht immer intersubjektiv nachvollziehbaren Realität können massive Handlungsprobleme im Alltag entstehen.

Ambivalenz: Die MitarbeiterInnen stehen hinsichtlich dieser widerstreitenden Selbstdarstellungen vor der Ambivalenz, die Selbstdarstellung bestehen zu lassen und nicht anzugreifen oder diese aufzubrechen und mit einer Realität zu konfrontieren, in der die Personen weitaus abhängiger sind als in ihrer imaginierten Welt. Dies zu entscheiden, ist letztlich auch eine Frage des Respekts.

Perspektive: Hieran zeigt sich zum einen der Bedarf für MitarbeiterInnen, diese Ambivalenzen zu reflektieren, gegebenenfalls auch im gemeinsamen Austausch oder in einer Supervision. Zum anderen zeichnet sich ab, inwiefern BewohnerInnen von selbstermächtigenden Bildungsangeboten profitieren könnten (siehe dazu Kap. 19).

Selbstkonstruktion und Infantilität

Die wenigsten BewohnerInnen konstruieren sich als erwachsene Personen, vielmehr überwiegt häufig eine infantile Selbstkonstruktion. Zentral ist dabei der häufig wiederkehrende und auch ungefragt vorgebrachte Bezug zu den Eltern beziehungsweise insbesondere zur Mutter. BewohnerInnen konstruieren sich häufig nach wie vor als Kind, sie sind dieser Rolle nie ganz entwachsen, was zum Teil auch dadurch begünstigt wird, dass die MitarbeiterInnen häufig durch ihre Handlungspraxis zur (Re-)Produktion dieser infantilen Selbstkonstruktionen beitragen. Dies geschieht beispielsweise dann, wenn BewohnerInnen primär Kinderspiele und Kinderfilme angeboten und zur Verfügung gestellt werden. Auf diese Art und Weise werden die BewohnerInnen eher nicht darin unterstützt, eine erwachsene, selbstständige Identität zu entwickeln.

Ambivalenz: Eine Ambivalenz pädagogischen Handelns liegt darin, die BewohnerInnen in ihrer Selbstkonstruktion als kindlich wertzuschätzen oder ein Erwachsen-werden einzufordern.

Perspektive: In Bezug auf die zahlreichen infantilen Selbstkonstruktionen liegt eine ambivalente Handlungsherausforderung darin, zu reflektieren,

wie mit diesem Subjektstatus umzugehen ist und inwiefern die MitarbeiterInnen darüber hinaus beim Erwachsen-werden – und insbesondere Erwachsen-sein – der BewohnerInnen unterstützend tätig werden können (siehe dazu Kap. 19).

Selbstkonstruktion und Resignation

Einige BewohnerInnen konstruieren die Wohneinrichtung primär als zweckmäßig (siehe Kap. 13.4). Damit geht häufig eine Selbstkonstruktion als resigniert einher, so, als hätten sie sich mit ihren Lebensumständen abgefunden. Die Idee eines Aus- beziehungsweise Umzugs entwickeln diese BewohnerInnen infolgedessen so gut wie nie und es werden auch kaum Ideen entwickelt, wie und welche Veränderungen innerhalb der Wohneinrichtung angestoßen werden könnten beziehungsweise welche Lebensräume es außerhalb der Wohneinrichtung gibt und inwiefern diese für die eigene Person nutzbar gemacht werden könn(t)en.

Ambivalenz: Pädagogisch Handelnde stehen vor der Ambivalenz, BewohnerInnen darin unterstützen zu wollen, die Lebenswelt außerhalb der Wohneinrichtung zu erfahren, dabei jedoch sensibel vorgehen zu müssen, sodass keine falschen Hoffnungen geweckt werden, denn für Menschen mit ‚(geistiger) Behinderung‘ bestehen nach wie vor immense Teilhabebarrrieren. Dennoch ist eine sukzessive Öffnung eine Perspektive, die dazu beitragen kann, Barrieren abzubauen.

Perspektive: Diese Ambivalenzen verweisen zum einen auf einen Unterstützungsbedarf der MitarbeiterInnen bei der Reflexion und eröffnen zum anderen ein deutliches Handlungspotenzial hinsichtlich der Unterstützung der BewohnerInnen, um diese in ihrer, unter Umständen sehr belastenden, Resignation aufzufangen und mit ihnen Perspektiven zu erarbeiten (siehe dazu Kap. 19).

13.4 DAS LEBEN IN DER WOHEINRICHTUNG

Auch hinsichtlich des Blicks der BewohnerInnen auf die Wohneinrichtung konnten teils differente Konstruktionen herausgearbeitet werden, wie im Folgenden dargelegt wird.

Konstruktion der Wohneinrichtung als ‚Zuhause‘

Ein Teil der BewohnerInnen fühlt sich ausgesprochen wohl in der Wohneinrichtung und konstruiert dieses als ‚Zuhause‘. Diesen BewohnerInnen ist es gelungen, in der Wohneinrichtung Freiräume für sich zu finden oder zu schaffen (beispielsweise im eigenen Zimmer fernzusehen) und sich so Raum als Wohnraum anzueignen. Dies äußert sich unter anderem darin, dass das eigene Zimmer gestaltet und sauber gehalten wird,² dass die gemeinschaftlich genutzten Räumlichkeiten für die eigenen Zwecke (zum Beispiel Fernsehen, Basteln, Puzzeln) genutzt werden oder dass ganz allgemein das Leben in der Wohneinrichtung als ‚schön‘ (im subjektiven Sinn) beschrieben wird.

Ambivalenz: Den Konstruktionen der Wohneinrichtung als ‚Zuhause‘ steht die Ambivalenz gegenüber, dass die Wohneinrichtung unabänderlich auch der Arbeitsraum der MitarbeiterInnen ist. Die Wohneinrichtung selbst wird folglich in der Aushandlung ebenjener Ambivalenz konstituiert.

Perspektive: BewohnerInnen, die sich Raum als Wohnraum angeeignet haben beziehungsweise je situativ aneignen, können den MitarbeiterInnen eine Idee davon geben, wie solche Praxen gelingen können, sodass perspektivisch auch die anderen BewohnerInnen in einer Konstruktion der Wohneinrichtung als ‚Zuhause‘ unterstützt werden können. Dabei steht immer auch eine Reflexion der Ambivalenz zwischen Arbeitsort und Wohnort im Vordergrund (siehe dazu Kap. 19).

Konstruktion der Wohneinrichtung als ‚Versorgungseinrichtung‘

Einige BewohnerInnen konstruieren die Wohneinrichtung primär als Versorgungseinrichtung, die bestimmte Vorrichtungen bereitstellt, welche sie im alltäglichen Leben unterstützen (beispielsweise Waschküche, Essenszubereitung, Unterstützung bei Pflege und in alltäglichen Angelegenheiten usw.). BewohnerInnen konstruieren sich so ein Stück weit als LeistungsempfängerInnen, die von routinemäßigen Tätigkeiten (wie Einkaufen, Kochen, Wäschewaschen oder Putzen) abgekoppelt sind. Versorgungsstrukturen werden nicht infrage gestellt, sondern als selbstverständlich und unveränderbar konstruiert. Zudem verkehrt sich dadurch das Dienstleistungsgefälle, denn die

2 Wobei hier einschränkend gesagt werden muss, dass von einer Zufriedenheit mit dem eigenen Zimmer nicht auf eine Zufriedenheit mit der Wohneinrichtung an sich geschlossen werden kann.

BewohnerInnen sind nicht diejenigen (beziehungsweise konstruieren sich nicht als diejenigen), die Leistungen beauftragen und somit auch steuern können. Damit geht zudem einher, dass die Wohneinrichtung auf einen rein zweckmäßigen Charakter reduziert und nicht als Zuhause verstanden wird. Es werden entsprechende Funktionen und Praxen, die ein routinemäßiges ‚Zuhause‘ bereithält (unter anderem als Rückzugsort, Ort von Vergemeinschaftung; siehe dazu auch Kap. 4), nicht von der Wohneinrichtung erwartet und entsprechend auch nicht eingefordert.

Ambivalenz: Eine Ambivalenz pädagogischen Handelns liegt darin, dass die Wohneinrichtung als pädagogischer Ort Wohnen und damit verbundene Aneignungspraxen erleichtern und/oder ermöglichen soll, demgegenüber aber auch als Funktionsort adressiert wird. Die Wohneinrichtung hat sich dabei als Funktionsort so weit selbst reproduziert, dass sich die BewohnerInnen in diese einfügen und von dieser auch keine anderen als funktionelle oder versorgungspragmatische Praxen erwarten. Die Ambivalenz, der sich die MitarbeiterInnen ausgesetzt sehen, besteht dabei darin, diese Praxen im Sinne der Dienstleistung wertzuschätzen und durch ihr Handeln diesen Status Quo aufrechtzuerhalten oder diesem Dienstleistungsideal pädagogische Maximen entgegenzusetzen, die pädagogisches Handeln ermöglichen und von den BewohnerInnen auch selbstermächtigende Praxen einfordern.

Perspektive: Ausgehend davon stellt sich die Frage, wie Wohnen als Aneignungspraxis von Raum als Wohnraum (wieder) ermöglicht werden kann (siehe dazu Kap. 19).

Persönliche Kritik an den Strukturen der Wohneinrichtung

Einige BewohnerInnen benennen strukturelle Probleme und machen so ihrer Unzufriedenheit Luft. So bemängelt eine Bewohnerin, dass das Wohnzimmer aufgrund seiner geringen Größe nur eingeschränkt genutzt werden kann. Darüber hinaus ist es vor allem die Unzufriedenheit mit sozialen Problematiken, die das Leben in der Wohneinrichtung mit sich bringt, die benannt und kritisiert werden, beispielsweise auch von dieser Bewohnerin:

„Furchtbar, wenn man hier lebt, man kann nicht machen, was man will, das finde ich nicht so gut. [...] So begeistert bin ich hier nicht (Frau G, Z. 380-383).“

Unabhängig davon, dass Kritik am Leben in der Wohneinrichtung geübt wird, wird das Leben unter Betreuungsstrukturen als prinzipiell notwendig und unabdingbar konstruiert. Diese Ambivalenz ist ein wichtiges Ergebnis der Rekonstruktionen und zeigt auf, dass eine zentrale pädagogische Herausforderung darin besteht, den BewohnerInnen Möglichkeiten zu eröffnen, selbst gestaltend aktiv zu werden und sich (auch dadurch) Wohnraum als Lebensraum anzueignen. Auch hier geht es also um Fragen der Selbstermächtigung, die sich darin konkretisieren, sich nicht als ‚Gast‘, sondern aktiv handelnde Person im eigenen ‚Zuhause‘ zu verstehen – welches letztlich erst dadurch konstituiert werden kann (siehe dazu auch Kap. 4).

Perspektive: Ebendies in der Wohneinrichtung zu ermöglichen, gilt es im Zuge einer Weiterentwicklung der Organisation zu reflektieren (siehe dazu Kap. 19).

Das ‚zeitlose Leben‘ in der Wohneinrichtung

Das Leben in der Wohneinrichtung ist in vielerlei Hinsicht abgekoppelt von gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen, wodurch es nahezu zeitlos wird. Das Leben der BewohnerInnen kann dadurch sozusagen als ein ‚Leben in der Warteschleife‘ bezeichnet werden, das von Passivität und Eingeschlossenheit gekennzeichnet ist. Zeichen dessen ist, dass Prozesse technologischen Wandels an den meisten BewohnerInnen unbemerkt vorüber gehen. So wurde im Zuge der Interviewauswertung etwa deutlich, dass kaum ein/e BewohnerIn ein Mobiltelefon/Smartphone oder einen Computer besitzt. Auch ein (kabelloser) Internetzugang steht den BewohnerInnen in der Wohneinrichtung nicht zur Verfügung. Selbst ein Telefon haben nur einzelne BewohnerInnen, alle anderen teilen sich einen Anschluss und nutzen das Gerät in der Küche. In dieser Hinsicht vollziehen sich also ebenfalls Behinderungspraxen.

Ambivalenz: Eine mögliche Ambivalenz der Nutzung von Telefon und insbesondere Internet kann darin liegen, dass diese zwar dazu beitragen können, den Horizont über die Wohneinrichtung hinaus zu erweitern, über diese Wege unter Umständen jedoch auch Kaufverträge, Copyright-Verstöße oder Ähnliches zustande kommen oder geschehen können, die den BewohnerInnen letztlich schaden. Hinzu kommen potenzielle Problematiken wie eine (zusätzliche) Vereinsamung. Gleichzeitig muss gesagt werden, dass Veränderungen grundsätzlich krisenhaft sind, da sie routinisierte Praxen infrage

stellen und aufbrechen, weshalb sich möglicherweise sowohl MitarbeiterInnen als auch BewohnerInnen in diese Krise begeben sollten.

Perspektive: Eine Perspektive pädagogischen Handelns liegt also in der Aushandlung der oben skizzierten Krise. Dazu bedarf es sicherlich einer engen reflexiven Begleitung. Gleichzeitig kann eine Öffnung der Wohneinrichtung, vor allem eine Öffnung zur Außenwelt, den BewohnerInnen perspektivisch Zugänge zu aktuellen Entwicklungen, Aktivitäten und Praxen der gemeinsamen Lebenswelt ermöglichen (siehe dazu Kap. 19).

13.5 DER BLICK AUF DIE MITARBEITERINNEN

In diesem Kapitel wird dargelegt, wie die BewohnerInnen die MitarbeiterInnen konstruieren.

Konstruktion der MitarbeiterInnen als ‚beschäftigt‘

MitarbeiterInnen werden mitunter als ‚beschäftigt‘ konstruiert und zwar mit Aufgaben, die sich *um die*, jedoch nicht *an den* BewohnerInnen vollziehen. In diesem Sinne werden Aufgaben, wie beispielsweise Berichte schreiben oder Kochen, als ‚Arbeit‘ konstruiert, die Beschäftigung mit den BewohnerInnen jedoch nicht. Dies verdeutlicht beispielsweise ein Ausschnitt aus dem Interview mit einer Bewohnerin:

„Manchmal spielen wir auch. Nur wenn die mal Zeit haben. Manchmal haben die auch keine, die müssen ja auch arbeiten. [...] Die müssen schreiben, Berichte schreiben und so“ (Frau F, Z. 183-204).

Es zeigt sich, dass die Erledigung versorgungspraktischer beziehungsweise bürokratischer Tätigkeiten mit einer solchen Selbstverständlichkeit in den Alltag in der Wohneinrichtung Einzug gehalten hat, dass BewohnerInnen dies gar nicht anders kennen und in der Folge auch nicht einen individuellen Umgang *mit* ihnen einfordern. Schließlich kann also gesagt werden, dass sowohl MitarbeiterInnen als auch BewohnerInnen interaktive Handlungspraxen (die nicht als rein pflegerisch verstanden werden) als dem bürokratischen Überbau untergeordnet verstehen. Sowohl MitarbeiterInnen als auch Bewoh-

nerInnen werden als Subjekte bürokratisch überformt, wodurch widerständiges Denken und Handeln erschwert wird (siehe zu dieser Problematik ausführlich Trescher 2017f, S. 173f, 2017d, 2017g, 2018a).

Ambivalenz: Es stellt sich die Frage, als was beziehungsweise wie die MitarbeiterInnen von den BewohnerInnen konstruiert werden wollen. Dies wiederum referiert auf die zugrundeliegende Ambivalenz einer Konstruktion von Arbeit zwischen bürokratischen Tätigkeiten und Tätigkeiten mit den BewohnerInnen. Über all dem steht also die Frage, inwiefern das pädagogische Handeln der MitarbeiterInnen auch von den BewohnerInnen als ‚Arbeit‘ anerkannt werden soll.

Perspektive: Neben Fragen nach der Rolle der MitarbeiterInnen kommen hier Fragen hinsichtlich der Beziehung zwischen MitarbeiterInnen und BewohnerInnen auf. Zudem wird hier erneut die Wirkmächtigkeit des organisationalen Überbaus deutlich, dessen Dekonstruktion eine zentrale Aufgabe konzeptionellen Arbeitens ist (siehe Kap. 19).

Die Mitarbeiterin als ‚Ersatzmutter‘

Teilweise konnte eine Konstruktion der MitarbeiterInnen als eine Art ‚Ersatzmutter‘ herausgearbeitet werden, welche sich insbesondere im Kontext als ‚liebvoll‘ konstruierter Versorgung (beispielsweise indem die MitarbeiterInnen für die BewohnerInnen kochen) zeigt und mit der ein Sehnen nach fürsorglicher Nähe einhergeht.

Ambivalenz: Das Sehnen der BewohnerInnen nach Liebe und Nähe verweist auf die übergeordnete Problematik, dass BewohnerInnen sich zwar Liebe und Nähe wünschen, die MitarbeiterInnen ihnen diese jedoch nicht (im gewünschten Ausmaß) geben können, was zudem Fragen nach dem Selbstverständnis und der Professionalität der MitarbeiterInnen sowie hinsichtlich der Ausgestaltung pädagogischen Handelns aufwirft. Ebenso referiert dies auf die oben genannte Ambivalenz pädagogischen Handelns zwischen Fürsorge und einer Adressierung der BewohnerInnen als Erwachsene.

Perspektive: Auch diese Herausforderungen müssen im Sinne einer konzeptionellen Weiterentwicklung der Organisation bedacht werden, insbesondere, wie oben bereits problematisiert, hinsichtlich der (Reflexion der) Rolle der MitarbeiterInnen (siehe dazu Kap. 19).

Konstruktion der Bezugsbetreuung

Den meisten der interviewten BewohnerInnen ist bekannt, wer ihr/e BezugsbetreuerIn ist. Hinsichtlich gemeinsamer Tätigkeiten beziehungsweise der Tätigkeiten der Bezugsbetreuung konnte herausgearbeitet werden, dass diese primär organisatorischer Natur sind und insofern Tätigkeiten umspannen, wie beispielsweise (Arzt-)Termine vereinbaren, Kleidung einkaufen gehen, Zimmer aufräumen etc. Gemeinsame Aktivitäten, die dem Freizeitbereich zugeordnet werden können, werden so gut wie nie benannt. Dies ist insbesondere dahingehend bedeutsam, dass die BewohnerInnen, wie oben erläutert, die MitarbeiterInnen vor allem als strukturierende und regulierende Personen wahrnehmen (wie die tatsächliche Praxis ausgestaltet ist, ist dabei zweitrangig, denn selbst wenn es gemeinsame Aktivitäten geben sollte, so werden diese von den BewohnerInnen nicht als solche wahrgenommen und vor allem wird der Bezugsbetreuung nicht die Aufgabe gemeinsamer Aktivitäten zugeschrieben).

Ambivalenz: Hinsichtlich der Bezugsbetreuung handeln die MitarbeiterInnen in der Ambivalenz, die Vertretung des Bewohners/der Bewohnerin zu sein und sich für seine/ihre Interessen stark zu machen, jedoch auch institutionellen und organisationalen Vorgaben verpflichtet zu sein, die nicht immer im Interesse der BewohnerInnen sein müssen (beispielsweise hinsichtlich des Ambivalenzverhältnisses von Dokumentationspflicht und Privatsphäre). Zudem stellt sich die Frage nach dem pädagogischen Handeln in der Ambivalenz der Orientierung an der Einzelperson einerseits und der gesamten Gruppe andererseits.

Perspektive: Als pädagogische Herausforderung stellt sich hier, innerhalb dieser Ambivalenzen Handlungsperspektiven zu entwickeln (siehe dazu Kap. 19).

13.6 DER BLICK AUF DIE MITBEWOHNERINNEN

Im Folgenden wird zusammengefasst, wie beziehungsweise als was die BewohnerInnen ihre MitbewohnerInnen konstruieren.

Freundschaften

Einigen BewohnerInnen scheint es zu gelingen, ihren MitbewohnerInnen in Praxen des sozialen Miteinanders und gegenseitigen, auch freundschaftlichen, Austauschs zu begegnen (was für die BewohnerInnen, die miteinander partnerschaftliche Beziehungen eingegangen sind, in besonderem Maße gilt; siehe dazu Kap. 13.7). Dies geschieht beispielsweise dann, wenn BewohnerInnen sich zum gemeinsamen ‚Mensch-ärgere-dich-nicht‘-Spielen verabreden oder sich gegenseitig in ihren Zimmern besuchen. Eine Bewohnerin bezeichnet einige ihrer MitbewohnerInnen als ‚Freunde‘, welche sie ganz deutlich von denjenigen abgrenzt, mit denen sie nicht befreundet ist. Im Interview zählt sie auf, mit wem sie in der Wohneinrichtung befreundet ist und schließt dann mit den Worten: „und die [weiblicher Vorname einer Bewohnerin] nicht, die ist so dick“ (Frau D, Z. 219-220).

Perspektive: Pädagogische Herausforderung ist hierbei, einerseits das Eingehen von Freundschaften zu unterstützen und andererseits Konfliktpotenziale (wie das aus dem obigen Interviewausschnitt) gemeinsam mit den BewohnerInnen zu problematisieren (siehe Kap. 19).

Distanz

Die obige Aussage der Bewohnerin verweist auf eine gewisse Distanz, die neben ihr auch die meisten anderen BewohnerInnen zu ihren MitbewohnerInnen einnehmen. Folglich konstruieren einige BewohnerInnen ihre Beziehungen zu ihren MitbewohnerInnen als Zweckgemeinschaft, die irgendwo zwischen ‚Duldung‘ und ‚gewünschter Distanz‘ angesiedelt ist. Wenn von einer Duldung gesprochen wird, so zeigt sich das insbesondere in einem ‚Nebeneinanderher-Leben‘ der BewohnerInnen, bei dem diese zwar voneinander Kenntnis nehmen, aber keine ‚tiefergehende Beziehung‘ eingehen, wie beispielsweise eine Freundschaft. Häufig überwiegt eine gewisse Distanz, die die BewohnerInnen zu ihren MitbewohnerInnen einnehmen. Deutlich wird dies beispielsweise daran, dass teils BewohnerInnen ihre MitbewohnerInnen siezen oder auch teils nicht zuverlässig die Namen dieser kennen.

Perspektive: Als pädagogische Herausforderung bleibt hier die Aufgabe, Gemeinschaft zu bilden und (dadurch) Vergemeinschaftung zu ermöglichen (siehe dazu Kap. 19).

Ablehnung

Wieder andere BewohnerInnen verdeutlichen, dass sie sich von ihren MitbewohnerInnen primär gestört fühlen und diese daher meiden oder sogar kategorisch ablehnen. Ein Ausschnitt aus dem Interview mit einer Bewohnerin verdeutlicht dies:

„Ohhhhh, die [Vorname einer Bewohnerin], meine Ohren! Boah, das ist nervig. [...] Ohhh, die [Vorname der Bewohnerin] wieder! Oh nein! Ohhhhhh, ist ja furchtbar, jetzt schreit die schon wieder!“ (Frau G, Z. 225-229, 480-481).

Die Frage, die sich in Anbetracht dieser Ergebnisse anschließt, ist, welche Bedeutung MitarbeiterInnen dem Eingehen von Sozialbeziehungen innerhalb der Wohneinrichtung zuschreiben. Ein Zusammenleben auf so engem Raum erscheint sozial kaum aushaltbar, wenn nicht zumindest ein Stück weit vergemeinschaftende Praxen unter den BewohnerInnen etabliert werden.

Ambivalenz: Pädagogisch Handelnde stehen vor der Ambivalenz von Individual- und Organisations- beziehungsweise gruppenbezogenen Interessen, die handlungspraktisch beispielsweise darin liegt, diese Bewohnerin, die offenbar viel schreit, entweder (temporär) aus der Gemeinschaft auszuschließen oder als Gemeinschaft das Schreien auszuhalten und die Bewohnerin nicht zu separieren.

Perspektive: Eine perspektivische Weiterentwicklung der Wohneinrichtung darf diese Ambivalenz nicht vernachlässigen und muss Ideen entwickeln, wie innerhalb dieser Ambivalenz Entscheidungen begründet und getroffen werden können. Dazu gehört auch eine prinzipielle Auseinandersetzung damit, wie mit sozial schwierigem Verhalten (beispielsweise das ständige Schreien einer Bewohnerin) umgegangen werden kann (siehe dazu Kap. 19).

Konflikte

In der Wohneinrichtung gibt es immer wieder krisenhafte Auseinandersetzungen und Konflikte zwischen einzelnen BewohnerInnen (welche sicherlich auch vor dem Hintergrund der nur gering ausgeprägten Vergemeinschaftungspraxen reflektiert werden müssen). Diese werden von denjenigen, die ihnen ausgesetzt sind, häufig als herausfordernd und belastend wahrgenom-

men. Dadurch werden Konflikte zu einem zentralen Problem der betreffenden Person, um das sich ein großer Teil ihres Lebens in der Einrichtung dreht. Dies liegt vor allem daran, dass es in der Wohneinrichtung nur eingeschränkt möglich ist, einander aus dem Weg zu gehen und damit Konflikte zu vermeiden, auch weil die räumlichen Gegebenheiten dazu zu wenig Raum bieten. Auch ein Umzug, der in der routinemäßigen Lebenspraxis bei Krisen mit MitbewohnerInnen oftmals die nächstliegende Lösung des Konflikts ist, ist im Rahmen einer umfassenden Betreuung innerhalb der Strukturen der Behindertenhilfe nicht ohne weiteres möglich, was auch an der Starre des Systems und der Abhängigkeit der Betroffenen von Kostenträgern und lokalen Anbietern liegt.

Ambivalenz: In Bezug auf (potenzielle) Konflikte unter den BewohnerInnen kristallisiert sich (erneut) heraus, dass sich pädagogisch Handelnde immer wieder in der Ambivalenz zwischen Bevormundung und Unterstützung bewegen, die, so scheint es, im Bereich der Betreuung in Wohneinrichtungen eine zentrale ist. Diese Konflikte unter MitbewohnerInnen, welche das Zusammenleben sehr belasten, verweisen auf das übergeordnete Strukturproblem, dass die Menschen in der Einrichtung sich ihre MitbewohnerInnen (zumeist) nicht selbst aussuchen dürfen. Zusätzlich problematisch ist, dass es bei einer Einrichtungsgröße von 16 Plätzen, die zudem keine Wohngruppenstruktur erkennen lässt, nahezu unmöglich scheint, dass alle BewohnerInnen gut miteinander auskommen. Konflikte sind so programmiert.

Perspektive: Auf Seiten der pädagogisch Handelnden ist dabei eine Unterstützung gefragt, die Konflikte nicht versucht zu umgehen, sondern aufgreift und so zur gemeinsamen Bearbeitung dessen beiträgt, was für die Beteiligten emotional und sozial sehr belastend sein kann. Es stellt sich die Frage, wie ein solches pädagogisches Handeln gelingen kann (siehe dazu Kap. 19).

13.7 PARTNERSCHAFTEN UND LIEBESBEZIEHUNGEN, EINSAMKEIT UND SEHNSÜCHTE

Auch partnerschaftliche Beziehungen können zur (krisenhaften) Problematik für einzelne BewohnerInnen werden. Herausforderungen stellen sich sowohl denjenigen, die in einer Beziehung leben, als auch denjenigen, die dies nicht

tun, sich jedoch nach einem Partner oder einer Partnerin beziehungsweise überhaupt nach Nähe sehnen. Krisen bei BewohnerInnen, die partnerschaftlich gebunden sind, beziehen sich häufig auf die Grenzen, die der Strukturrahmen ‚Wohneinrichtung‘ dem Ausleben ihrer Beziehungen setzt. So gibt es beispielsweise Doppelzimmer, die jedoch nicht gemeinsam mit dem Partner oder der Partnerin bewohnt werden (können), und es fehlt an Raum (sowohl lokal als auch zeitlich/organisatorisch) für gemeinsame Tätigkeiten, wie zum Beispiel gemeinsames Kochen oder Ähnliches. Partnerschaftliche Unternehmungen beschränken sich in den erhobenen Fällen folglich zumeist auf gemeinsames Fernsehen im Zimmer einer der beiden BewohnerInnen, was verdeutlicht, dass auch in Bezug auf Partnerschaften beziehungsweise Unternehmungen mit dem/der PartnerIn deutliches Weiterentwicklungspotenzial im Hinblick auf die Unterstützung durch MitarbeiterInnen besteht (siehe dazu Kap. 19).

(Unerfüllter) Wunsch nach Liebe und Partnerschaft

Ein Großteil der BewohnerInnen ist nicht partnerschaftlich gebunden, jedoch wünschen sich einige der interviewten BewohnerInnen, eine Person zu haben, mit der sie ihr Leben in einer Partnerschaft teilen können, wie auch diese Bewohnerin:

„Ich sehne mich sehr nach einem Freund, mit dem ich dann zusammenziehen kann und den ich dann heirate“ (Frau G, Z. 312).

Am hier abgebildeten Interviewausschnitt ist eindrücklich erkennbar, dass mit dem Sehnen nach Partnerschaft vor allem zwei Aspekte in Zusammenhang stehen, nämlich zum einen das Sehnen nach einem Auszug aus der Wohneinrichtung zugunsten des Zusammenlebens mit dem Partner/der Partnerin und zum anderen das Sehnen nach Liebe. Gleichzeitig ist diese Sehnsucht auch Ausdruck einer immer gegenwärtigen Einsamkeit, der ein Großteil der BewohnerInnen Tag für Tag ausgesetzt ist und der die Einrichtung respektive ihre MitarbeiterInnen ganz offenbar kaum etwas entgegensetzen können. Partnerschaften und Liebesbeziehungen werden (zumindest bis zu einem gewissen Grad) idealisiert, wird mit ihnen doch all das verknüpft, was in der Wohneinrichtung nur eingeschränkt gelebt werden kann: routinemäßige Wohnpraxen und ein ‚Geliebt-werden‘. Im Sehnen nach Partnerschaft kann also auch ein Stück weit eine Sehnsucht nach einer veränderten Wohn-

und Lebenssituation erkannt werden. Die MitarbeiterInnen stehen dabei vor dem Strukturproblem, dass die BewohnerInnen in der Einrichtung nicht geliebt werden können, sich jedoch nach Liebe sehnen.

Ambivalenz: Pädagogisches Handeln vollzieht sich hinsichtlich des Wunsches der BewohnerInnen nach Liebe und Nähe in einer mehrperspektivischen Ambivalenz. Einerseits unterstützen die MitarbeiterInnen die BewohnerInnen im Rahmen der Möglichkeiten, obwohl nicht klar ist, was genau das heißt, und andererseits ist eine solche Unterstützung eben immer auch eine Form der Bevormundung. Weitere Dimension der Ambivalenz ist, dass die MitarbeiterInnen, trotz aller Bereitschaft zur Unterstützung, das eigentliche Problem, nämlich die Sehnsucht der BewohnerInnen, nicht lösen und zudem nicht der beste Freund/die beste Freundin für die BewohnerInnen sein können, mit dem/der ein Austausch auf gleicher Ebene über Schwierigkeiten möglich ist.

Perspektive: Wie dies pädagogisch gewendet werden kann, bleibt als Frage offen, muss aber zumindest reflektiert werden. Gleichzeitig sollten den BewohnerInnen perspektivisch mehr Sozialkontakte, insbesondere außerhalb der Wohneinrichtung, ermöglicht werden und darüber hinaus stellt sich die Frage, wie die BewohnerInnen bei der Suche nach einem Partner/einer Partnerin unterstützt werden können. Eine solche Unterstützung ist wiederum selbst ambivalent, da dieser immer auch eine Verletzung der Privatsphäre inhärent ist. Es bedarf also einer Idee davon, wie dieses Ambivalenzverhältnis ausgehandelt werden kann (siehe Kap. 19).

Abbruch von Beziehungen

Als besonders krisenhaft konnte die Erfahrung einzelner BewohnerInnen herausgearbeitet werden, dass Partnerschaften (und im Übrigen auch Freundschaften) häufig abbrechen, wenn der Partner oder die Partnerin die Arbeitsstelle wechselt oder verrentet wird. War die gemeinsame Arbeitsstelle bislang der Ort, an dem die Beziehung (ausschließlich) gelebt wurde, so stehen die Beteiligten nun vor der (schier unüberwindbaren) Herausforderung, ihre Beziehung fortzuführen, was durch die nur begrenzten Möglichkeiten, sich gegenseitig am jeweiligen Wohnort beziehungsweise in der jeweiligen Wohneinrichtung zu besuchen, sehr erschwert wird. Problematisch ist außerdem, dass, wenn Partnerschaften zwischen MitbewohnerInnen abbrechen, diese gezwungen sind, weiterhin unter einem Dach zu leben, was als äußerst

belastend empfunden werden kann. Hier sind die betroffenen BewohnerInnen vom Strukturrahmen ‚Wohneinrichtung‘ abhängig, aus dem sie nicht, auch nicht für einen gewissen Zeitraum, ausziehen können (was gegebenenfalls dabei unterstützen würde, den Beziehungsabbruch zu verarbeiten). Auch die MitarbeiterInnen sind in solchen Situationen ein Stück weit hilflos, denn auch ihnen ist erst einmal nicht möglich, etwas daran zu ändern, dass das getrennte Paar weiterhin zusammenleben muss. Die einzige Möglichkeit ist hier, soweit es die räumlichen Gegebenheiten eben zulassen, räumliche Trennungen aufrechtzuerhalten und beispielsweise auch zu verhindern, dass die ExpartnerInnen gezwungen sind, gemeinsam an Aktivitäten teilzunehmen.

Perspektive: Auch diese (pädagogischen) Herausforderungen sollten in die konzeptionelle Weiterentwicklung der Organisation eingehen (siehe dazu Kap. 19).

Suche nach Nähe

Eine Folge des häufig eher einsamen Lebens in der Wohneinrichtung ist, dass die BewohnerInnen teils intensiv nach Nähe suchen, wie die Schilderungen der Studierenden, die die Interviews erhoben, immer wieder zeigen. Beispielsweise berichtet ein/e Studierende/r, dass er/sie nach Abschluss des Interviews von einer Bewohnerin in den Arm genommen wurde und diese ihn/sie mit sich mitgezogen habe. Der/die Studierende schildert eindrücklich, wie unangenehm ihm/ihr diese Situation war und wie sehr er/sie sich überfordert gefühlt habe. Auch im Zuge der Beobachtungen konnten, teils übergriffige, Annäherungsversuche von BewohnerInnen an MitarbeiterInnen dokumentiert werden (siehe dazu Kap. 16.3.1). Ein weiteres, gänzlich anders gelagertes Beispiel für das Suchen der BewohnerInnen nach Nähe zeigt sich darin, dass einige BewohnerInnen im Interview den Wunsch nach einem Haustier formulieren, welcher jedoch, aus unterschiedlichen Gründen, unerfüllt bleibt. In Bezug auf einen Bewohner zeigt sich dabei sehr deutlich, dass er zwar gerne einen Hund hätte, jedoch den Strukturrahmen als derart manifest und unveränderlich wahrnimmt, dass er in gewisser Weise resigniert hat und davon ausgeht, dass sich, trotz Unzufriedenheit seinerseits, sein Wunsch nach einem Haustier nicht erfüllen wird. Er konstruiert sich als nicht handlungsmächtig, seine Lebenssituation zu verändern. Diese Beispiele machen deutlich, wie sehr BewohnerInnen des Kontakts und der Aufmerksamkeit (insbesondere mit beziehungsweise von Personen, die von ihnen als nicht-

behindert konstruiert werden) bedürfen und teils auch angestrengt danach suchen. Die Aufmerksamkeit und Zuwendung der MitarbeiterInnen ist ein rares Gut in der Einrichtung, um das sich bemüht werden muss.

Ambivalenz: Pädagogisch Handelnde stehen vor der ambivalenten Herausforderung, die emotionale und häufig auch körperliche Nähe der BewohnerInnen zuzulassen (so wie es diese sich wünschen) oder eine professionelle Distanz aufrechtzuerhalten, die ebensolche Kontaktaufnahmen durch die BewohnerInnen unterbindet.

Perspektive: Es stellt sich also erneut die Frage nach der Beziehung zwischen MitarbeiterInnen und BewohnerInnen und es wird zum wiederholten Male die Problematik deutlich, dass die BewohnerInnen durch die MitarbeiterInnen (qua ihrer Rolle) nicht geliebt werden können, sich jedoch nach Liebe und Zuneigung sehnen (siehe dazu Kap. 19).

13.8 ÜBERGÄNGE: ARBEITSPLATZVERLUST UND VERRENTUNG

In Bezug auf die Krisenhaftigkeit eines Arbeitsplatzverlustes beziehungsweise der Verrentung konnten die Situationen mehrerer BewohnerInnen dokumentiert werden, die mit dem (plötzlichen) Verlust ihres Arbeitsplatzes hadern und sich teilweise in dieser herausfordernden persönlichen Situation allein gelassen fühlen. Auch diese Bewohnerin sieht sich mit einem unerwarteten Arbeitsplatzverlust konfrontiert:

„Ich gehe nicht mehr arbeiten. Die haben mich rausgeschmissen“ (Frau D, Z. 58).

Dies wirft die Frage auf, inwiefern die MitarbeiterInnen tätig werden könnten, um sie bei der Bewältigung des Erlebten zu unterstützen (siehe dazu Kap. 19).

Als besonders problematisch erwies sich die Situation der berenteten BewohnerInnen, die ihren Alltag größtenteils innerhalb der Einrichtung verbringen. Für diese stehen zu wenige Angebote bereit, die der Passivität und Langeweile im Alltag begegnen. Auch die Verrentung als solche und der damit verbundene Eintritt in eine neue Lebensphase werden in diesem Zusam-

menhang, insofern darin Einblick genommen werden konnte, zu wenig reflektiert. Ansätze zu einer veränderten Handlungspraxis betreffen, gerade in Bezug auf die Verrentung der BewohnerInnen, an erster Stelle eine entsprechende Thematisierung und Begleitung dieser neuen Lebensphase. Hinzu kommt, dass gerade der Eintritt ins Rentenalter sich (in den meisten Fällen) nicht plötzlich vollzieht, sondern geregelt und absehbar, sodass dieser im Prinzip problemlos, rechtzeitig und sinnvoll vorbereitet werden kann. Es zeigte sich in den Interviews häufig, dass es an Angeboten fehlt, die beispielsweise dazu beitragen, dass die BewohnerInnen die Verrentung als Gemeinsamkeit erleben und sich darüber austauschen können. Logischer Ort solcher Angebote wäre die sogenannte Tagesstruktur, die bislang, wie die Ergebnisse zeigen, eher von ‚Inhaltsleere‘ bestimmt ist (siehe dazu Kap. 11 und 12). Insgesamt mangelt es, das wird immer wieder deutlich, an einer Begleitung der BewohnerInnen bei Übergängen. Perspektivisch gilt es dabei, die BewohnerInnen eher als ‚ganze Personen‘ anzuerkennen, als (wie bislang) diese primär in ihrer Rolle als BewohnerIn zu adressieren. Übergangspraxen wie unerwarteter Arbeitsplatzverlust und Verrentung haben gemeinsam, dass diese in ihrer Krisenhaftigkeit eher aufgefangen werden können, wenn es in der Wohneinrichtung selbst eine sinnvolle Alltagsgestaltung gibt, die die BewohnerInnen dabei unterstützt, sich den ‚neuen‘ Alltag anzueignen. Eine handlungspraktische Frage, die sich in Bezug darauf stellt, ist, inwiefern auf welche Bedürfnisse wie und mit welchen Ressourcen eingegangen werden soll und kann.

Ambivalenz: Aus der Frage nach der Verteilung von Ressourcen folgt die Ambivalenz verschiedener diskursiver Ansprüche und die Herausforderung, allem und jedem gerecht werden zu müssen.

Perspektive: Diese Herausforderung kann für die MitarbeiterInnen belastend sein, weshalb es sowohl handlungspraktischer Anregungen als auch Möglichkeiten zur (supervisorischen) Reflexion braucht. Zudem wird an dieser Stelle noch einmal der Bedarf einer abwechslungsreichen und verlässlichen Tagesstrukturgestaltung offensichtlich (siehe dazu Kap. 19), deren Mangel sich in besonderem Maße für die berenteten und nicht arbeitstätigen BewohnerInnen bemerkbar macht.

13.9 TOD UND TRAUER

Besonders krisenhaft ist für viele BewohnerInnen die Auseinandersetzung mit dem Tod nahestehender Personen.

Tod der Eltern

Das Betrauern und die Bewältigung der Verluste nahestehender Personen sind belastend und für einige BewohnerInnen so zentral, dass dies in den Interviews immer wieder und sehr häufig auch ungefragt thematisiert wird. Dabei werden zum Teil auch weiter zurückliegende Ereignisse, wie beispielsweise der schon viele Jahre zurückliegende Tod der Mutter, zum Thema gemacht, worin zu erkennen ist, dass der Trauerprozess teilweise kaum fortgeschritten und somit der Verlust für die betroffenen Personen noch schmerzhaft und gegenwärtig ist. Immer wieder zeigt sich, dass gerade der Tod der Eltern beziehungsweise von Elternteilen besonders krisenhaft für die BewohnerInnen ist, wie aus dem Interview mit diesem Bewohner hervorgeht:

„Meine Mutter fehlt schon. Mein Vater fehlt auch. Zuhause bei meiner Mutter war alles besser. Die ist aber gestorben im Krankenhaus“ (Herr B, Z. 99-100).

Dies ist, neben der Tatsache, dass der Tod der Eltern für die meisten Personen ein sehr krisenhaftes Ereignis ist, sicherlich auch darin begründet, dass viele BewohnerInnen auch noch im (höheren) Erwachsenenalter im Elternhaus lebten und dadurch sowie durch eine auch nach dem Auszug weiterhin bestehende Abhängigkeit eine Ablösung von der Herkunftsfamilie nie vollständig erfolgen konnte (siehe dazu auch Kap. 13.2). Der Tod der Eltern beziehungsweise von Elternteilen trifft diese Personen in der Folge umso schwerer und wird oft nicht verarbeitet. Auch dies verweist auf das bereits problematisierte Strukturproblem, dass die BewohnerInnen in der Wohneinrichtung nicht geliebt werden können.

Perspektive: Ausgehend von diesem Strukturproblem stellt sich die Frage, wie den BewohnerInnen liebevolle Beziehungen ermöglicht werden können. Zudem verweist diese krisenhafte Auseinandersetzung mit dem Tod der Eltern auf den Bedarf einer pädagogischen Begleitung (siehe dazu Kap. 19).

Tod von MitbewohnerInnen

Neben dem Versterben der Eltern wird in den Interviews auch immer wieder das Versterben von MitbewohnerInnen thematisiert. Die Leitung und MitarbeiterInnen haben einige handlungspraktische Ansätze, wie sie das Versterben von MitbewohnerInnen thematisieren und so zu ihrem Andenken in der Einrichtung sowie zur Trauerarbeit der BewohnerInnen beitragen können³. Dabei sind die BewohnerInnen jedoch nur in Ansätzen in Gestaltungsfragen miteingebunden, woraus sich ein deutliches pädagogisches Handlungspotenzial ableiten lässt, das bislang von den MitarbeiterInnen nicht entsprechend genutzt wird. Des Weiteren wird den BewohnerInnen angeboten, Gottesdienste zu besuchen und zum Friedhof begleitet zu werden.

Perspektive: Aus der fehlenden beziehungsweise nicht weit genug reichenden Auseinandersetzung mit dem Thema Tod und Sterben folgt eine zentrale pädagogische Herausforderung. Dabei stellt sich unter anderem die Frage nach Jenseitskonzepten, also danach, auf welche Art und Weise mit den BewohnerInnen Tod und Sterben thematisiert wird (siehe dazu Kap. 19).

Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit

Die eigene Sterblichkeit wird von den BewohnerInnen in den Interviews dagegen so gut wie nie thematisiert. Dies kann dahingehend problematisch sein, dass viele der BewohnerInnen allmählich in ein Alter kommen, in dem die Auseinandersetzung mit dem Thema Sterben und Tod ganz zwangsläufig subjektiv bedeutsam werden kann. In Fragen der Trauerbegleitung sind die MitarbeiterInnen der Ambivalenz ausgesetzt, nicht die Familien der BewohnerInnen ersetzen zu können, jedoch vor der Herausforderung zu stehen, Einsamkeitsgefühlen entgegenzusteuern. Es braucht also auch konkrete Vorstellungen davon, wie der Einsamkeit, die viele BewohnerInnen erleben, pädagogisch begegnet werden kann. Offen ist bislang ebenfalls, wie oben bereits problematisiert, die Frage nach Jenseitskonzepten, gibt es doch nur wenige religiöse oder ähnliche Angebote beziehungsweise werden entsprechende Angebote nicht regelmäßig besucht.

3 Im Zuge der Analyse der Beobachtungsprotokolle zeigte sich beispielsweise, dass ein/e PraktikantIn damit beauftragt wurde, die sogenannte ‚Trauerwand‘ neu zu gestalten, an der Bilder verstorbener BewohnerInnen hängen. Über die weitere Gestaltung der Wand und inwiefern diese im Alltag gegebenenfalls einbezogen wird, ist nichts bekannt.

Perspektive: Die Auseinandersetzung mit Sterbe- und Trauerbegleitung ist eine zentrale pädagogische Herausforderung, die sich mit dem Älterwerden der BewohnerInnen noch verschärfen wird. Infolgedessen braucht es eine Idee davon, wie mit den BewohnerInnen das Thema Tod und Sterben bearbeitet werden kann und wie sie in Trauerprozessen begleitet werden können (siehe dazu Kap. 19).

13.10 DIE BEDEUTUNG DER HERKUNFTSFAMILIE

Im Zusammenhang mit Sterben und Tod, aber auch unabhängig davon, wird die subjektive Bedeutsamkeit der Herkunftsfamilie – vor allem der Mutter – immer wieder deutlich, insbesondere dann, wenn die Eltern beziehungsweise die Mutter im Interview ungefragt zum Thema gemacht werden (was in den Interviews häufiger vorkam).

„Zuhause“ ist da, wo die Herkunftsfamilie ist

Viele BewohnerInnen konstruieren ihre Herkunftsfamilie als das „Zuhause“, das sie in der Wohneinrichtung nicht, zumindest nicht in dieser Ausprägung, finden. Der Verlust des „Zuhauses“ geht in vielen Fällen mit dem Verlust der Eltern einher. Das Leben in der Wohneinrichtung wird dadurch ein Stück weit als eine Notlösung und nicht als selbst gewählt konstruiert. Die Konstruktion der Herkunftsfamilie als „Zuhause“ zeigt sich auch darin, dass viele BewohnerInnen ihr Elternhaus, in dem nach wie vor alle Strukturen wie vor dem Auszug gegeben sind (beispielsweise auch das einstige Kinderzimmer), regelmäßig am Wochenende aufsuchen. Ablösungsprozesse von der Herkunftsfamilie erfolgen so nur bedingt.

Ambivalenz: Hinsichtlich der Bedeutung der Herkunftsfamilie eröffnet sich die Ambivalenz, die auch oben teilweise bereits herausgearbeitet werden konnte, dass die MitarbeiterInnen den BewohnerInnen nicht die Herkunftsfamilie ersetzen können, gleichzeitig jedoch vor der Herausforderung stehen, dem Sehnen nach Familie, welches letztlich Ausdruck eines Sehns nach Liebe ist, pädagogisch zu begegnen.

Perspektive: Wie mit diesem Spannungsverhältnis umgegangen werden kann, ist eine der Herausforderungen, auf die pädagogisch Handelnde stoßen, und bedarf einer tiefergehenden Reflexion (siehe dazu Kap. 19).

Beziehung zu Geschwistern

Viele BewohnerInnen führen, wenn sie Geschwister haben, teils von Schwierigkeiten überschattete Beziehungen zu diesen. Diese Schwierigkeiten zeigen sich vor allem dahingehend, dass sich die Lebenspraxen, -realitäten und -entwürfe größtenteils sehr deutlich voneinander unterscheiden. Eine sehr häufige Folge dessen ist, dass zwischen den BewohnerInnen und ihren Geschwistern nur wenig Kontakt besteht (beispielsweise primär Treffen an den Feiertagen und sonst nicht) beziehungsweise der Kontakt teils sogar ganz abgebrochen ist.

Perspektive: In Bezug darauf stellt sich die Frage, welche Rolle die Einrichtung bei einer etwaigen Vermittlung zwischen BewohnerInnen und deren Angehörigen einnehmen sollte und wie diese Rolle ausgestaltet sein sollte (siehe dazu Kap. 19).

13.11 TEILHABE AM SOZIALRAUM

Eine Frage, die die Untersuchung mit angestoßen hat, ist die danach, inwiefern die BewohnerInnen überhaupt dem Ortsteil, in dem die Wohneinrichtung gelegen ist, verbunden sind und inwiefern sie an dort stattfindenden Praxen teilhaben und teilnehmen. Diesbezüglich konnten unterschiedliche, teils auch konträre, Ergebnisse herausgearbeitet werden.

Kaum Bezüge zum Sozialraum, Verinselung im ‚pädagogischen Protektorat‘

Ein Großteil der BewohnerInnen ist dem Stadtteil nicht in besonderer Art und Weise verbunden, was sich beispielsweise daran zeigt, dass keine Aktivitäten im Sozialraum gekannt und/oder ausgeübt werden. Von Seiten der Einrichtung werden auch kaum Aktivitäten initiiert, die zu einer stärkeren Verbundenheit mit dem Sozialraum beitragen könnten. Verlassen BewohnerInnen die Wohneinrichtung, dann zum einen, um in einem ca. drei Minuten entfernten Supermarkt einzukaufen (zumeist Güter wie Süßigkeiten oder Obst, die die BewohnerInnen von ihrem Taschengeld finanzieren). Einkauf und Konsum werden so zu einem Highlight im Alltag der BewohnerInnen. Zum anderen verlassen die BewohnerInnen die Wohneinrichtung, um, im Falle der arbeitenden BewohnerInnen, in eine Werkstatt für Menschen mit

Behinderung gefahren zu werden (wohlgemerkt zumeist mit dem einrichtungseigenen Bus und nur in seltenen Fällen mit dem öffentlichen Personennahverkehr) beziehungsweise um, im Falle der berenteten oder nicht-arbeitenden BewohnerInnen, ein bis zwei Mal in der Woche in einer anderen Einrichtung desselben Trägers am dortigen Tagesstrukturprogramm teilzunehmen. Daraus folgt, dass sich die BewohnerInnen nahezu fortwährend unter der allumfassenden Reichweite des pädagogischen Protektorats von Einrichtungen der Behindertenhilfe befinden und diesem auch bei Verlassen der Wohneinrichtung nicht entgehen. Sie bewegen sich unter dem Schirm der Trägerinstitution durch den sozialen Nahraum, welcher sich ihnen dadurch immer nur satellitär erschließt – als erfahrbare Inseln in der gemeinsamen Lebenswelt, immer dann, wenn der physisch erlebbare Raum der Wohneinrichtung verlassen wird. Einige BewohnerInnen bewegen sich dagegen jedoch überhaupt nicht jenseits der Grenzen des pädagogischen Protektorats. So entsteht ein satellitär aufgespanntes Netz, das im Prinzip eine totale Institution (Goffman 1973) darstellt, diese jedoch örtlich anders aufteilt. Dass die Teilhabe an Praxen der Gesamtgesellschaft oder auch das Knüpfen und Pflegen von Sozialbeziehungen zu Menschen (insbesondere Menschen ohne ‚[geistige] Behinderung‘) außerhalb dieser allumfassenden Institution auf diese Weise nicht nur erschwert, sondern nahezu verunmöglicht wird, erscheint vor diesem Hintergrund nicht verwunderlich. Problematisch ist, dass die BewohnerInnen, dadurch, dass ihnen ‚die Welt außerhalb‘ größtenteils fremd ist, teils Ängste entwickeln und sich davor scheuen, das gewohnte pädagogische Protektorat zu verlassen.

Ambivalenz: Eine Ambivalenz pädagogischen Handelns besteht darin, durch das eigene Handeln die Organisation und ihren Strukturrahmen stetig hervorzubringen, jedoch Selbstständigkeit jenseits dieser Strukturen von den BewohnerInnen (qua ihres pädagogischen Handlungsauftrags) einfordern zu müssen.

Perspektive: Eine zentrale pädagogische Herausforderung, vor der die MitarbeiterInnen stehen, ist also, den BewohnerInnen Zugang zu Lebenspraxen der gemeinsamen Lebenswelt und Teilhabemöglichkeiten daran zu schaffen. Dass dazu auch eine gewisse Öffnung gehört, die mit dazu beiträgt, die (starren) institutionellen Strukturen aufzuweichen, scheint nachvollziehbar (siehe dazu Kap. 19).

Sozial-emotionale Verbundenheit mit dem Sozialraum

Teilweise stellen sich BewohnerInnen dagegen als dem Sozialraum besonders verbunden dar, was zumeist unabhängig von tatsächlich erfolgenden Praxen im Sozialraum geschieht, die sich trotz einer dargestellten Verbundenheit mitunter kaum vollziehen. Ein Ausschnitt aus dem Interview mit einer Bewohnerin vermittelt einen Eindruck davon:

„Ich wohne gerne hier, weil es hier schöner ist als woanders. [...] Denn [Name des Stadtteils, in dem die Wohneinrichtung liegt] kannte ich schon als Kind“ (Frau F, Z. 508-510).

Neben dieser biographischen Bezogenheit drückt sich eine sozial-emotionale Verbundenheit mit dem Sozialraum beispielsweise durch die Teilnahme an alltäglichen Aktivitäten im Sozialraum (wie sonntägliche Gottesdienstbesuche, Stadtteilsteste oder Bekanntschaften mit LadeninhaberInnen etc.) oder auch eine ganz allgemeine Zuschreibung des Ortes als ‚Zuhause‘ aus. Dem Sozialraum so verbunden wie die hier zitierte Bewohnerin sind jedoch nur wenige der BewohnerInnen.

Perspektive: Es ist darüber nachzudenken, wie einer subjektiven Beschreibung der sozial-emotionalen Bedeutsamkeit des Sozialraums verlässliche und regelmäßige Praxen der Teilhabe am Leben des Sozialraums folgen können (siehe dazu Kap. 19).

13.12 ZUSAMMENFASSUNG: AMBIVALENZEN PÄDAGOGISCHEN HANDELNS

Auch die Ergebnisse der Interviews mit den BewohnerInnen haben gezeigt, inwiefern die Konstruktion des Lebens in der Wohneinrichtung immer wieder auf Ambivalenzen verweist, in denen sich letztlich das (pädagogische) Handeln der MitarbeiterInnen vollzieht und die für die MitarbeiterInnen zur pädagogischen Herausforderung werden können. Ambivalent sind dabei die Konstruktionen der MitarbeiterInnen, welche sich auf der einen Seite primär auf pflegerische und versorgungsbezogene Tätigkeiten erstrecken, auf der anderen Seite jedoch auch Konstruktionen der MitarbeiterInnen als liebevolle Mutter zulassen. Daraus kann eine ambivalente Adressierung der Mit-

arbeiterInnen folgen, die diese wiederum sensibel erfassen müssen, um entsprechend darauf einzugehen und zudem ihre eigene Rolle zu reflektieren. In diesem Zusammenhang ist auch eine Reflexion der Ambivalenz zwischen einer Konstruktion der MitarbeiterInnen als diejenigen, die immer (wie selbstverständlich) da sind und sich um alle die BewohnerInnen betreffenden Angelegenheiten kümmern, und einem (möglichen) Anspruch, die BewohnerInnen selbst verantwortlich zu machen und miteinzubeziehen, beispielsweise hinsichtlich des Vereinbarens von Arztterminen. Die Selbstkonstruktionen der BewohnerInnen sind ebenfalls von Ambivalenzen gekennzeichnet, konstruieren diese sich doch teils als ‚behindert‘ und vereinzelt auch ‚krank‘, demgegenüber jedoch teils auch als ‚nicht behindert‘. Dem korrespondiert eine Selbstkonstruktion, die sich zwischen handlungsmächtig und ohnmächtig bewegt. Beide Konstruktionen erhalten durch die Konstruktion der MitbewohnerInnen als teils ‚behinderter‘ als die eigene Person und infolgedessen weniger handlungsmächtig eine weitere Dimension, die den gegebenenfalls spannungsvollen Umgang mitbeeinflussen kann. Auch die Wohneinrichtung selbst wird ambivalent zwischen Versorgungseinrichtung und ‚Zuhause‘ konstruiert, woraus sich die Herausforderung für die MitarbeiterInnen ableiten lässt, die BewohnerInnen darin zu unterstützen, sich Wohnraum als Zuhause aneignen zu können – trotz entsprechender versorgungstechnischer Strukturen, die nie vollständig rückgebaut werden können. Eine weitere Ambivalenz, die bereits in Bezug auf die Interviews mit den MitarbeiterInnen thematisiert wurde (siehe Kap. 12.5), betrifft das Verhältnis von Vergemeinschaftung und Einzelbegleitung und inwiefern beziehungsweise in welchen Situationen und mit welcher Begründung eines davon priorisiert wird. Hier stellt sich die Frage, inwiefern diese durchaus ambivalenten Ansprüche miteinander vereinbart werden können. Dazu gehört auch die Diskussion der Ambivalenz, einerseits die Bezugsbetreuung der BewohnerInnen auszubauen und/oder andererseits vermehrt Angebote mit vergemeinschaftendem Charakter anzubieten. Zur Disposition steht auch die Frage nach der Rolle der Involvierung der BewohnerInnen in den Alltag (beispielsweise hinsichtlich des Einkaufens), die gegebenenfalls auch gegen deren Willen durchgesetzt wird. Diese und weitere Ambivalenzen fordern das Handeln der MitarbeiterInnen in der Wohneinrichtung heraus und deren Diskussion eröffnet (zumindest ist dies die Erwartung daran) Möglichkeiten der Weiterentwicklung (siehe Kap. 19).

